

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Soulas, Maria
On the Rocks

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

»Ich hoffe, Sie gehören nicht zu den Frauen, die morgens die Telefonnummern austauschen wollen!« Die Stimme drang wie ein eiskalter Luftzug in das wohltemperierte, angenehm schläfrig machende Ambiente, ließ ein erregendes Prickeln auf Helens Haut zurück und verklang wie unwirklich in der vornehm-lautlosen Geräuschkulisse des »Chez Henry«.

Sie mußte sich verhöhrt haben.

Ihr Blick löste sich von dem exotischen Blumenarrangement, senkte sich auf die blütenweiße Damastdecke, tastete sich an den funkelnden Gläsern wieder hoch und wanderte bis zur Stuhllehne gegenüber, auf der wie selbstverständlich seine Hand ruhte. Kräftig und feingliedrig.

Er öffnete, während er sich setzte, sein dunkelgraues Jackett. Als sie das kalte Begehren in seinen Augen sah, wußte Helen, daß er es wirklich gesagt hatte. Sie deutete eine leichte Handbewegung in Richtung Ober an, um diesen Menschen hinauskomplimentieren zu lassen. Mit der Verzweiflung, die sie früher hin und wieder an der Schultafel ereilt hatte, suchte sie nach einer entschiedenen, sarkastischen, unzweideutigen, rhetorisch gelungenen Entgegnung, die sein schiefes Lachen aus der Bahn werfen sollte.

Vor seinem geeisten Blick gab sie auf.

»Sie haben sich im Tisch geirrt – und«, sie lauschte fassungslos ihrer Kleinmädchenstimme nach, »vermutlich auch im Etablissement.«

»Aber nicht in Ihnen!« Sein Lächeln machte sich heimisch.

Endlich war der Ober zur Stelle. Geradezu untertänig begrüßte er ihn und nahm seine Bestellung entgegen.

»Martini – aber bitte mit Eis!«

Die dezent fragende Miene des Befrackten signalisierte, daß er jeden noch so absonderlichen Wunsch seiner Gäste hinzunehmen bereit war, ja mehr noch, ihn im Geiste bereits verewigte für künftige Besuche.

»Das ist gar nicht –«, setzte Helen an, doch der Ober war bereits strahlend davongedienert.

Der Herr mit dem Martini auf Eis. Bitte sehr. Das Übliche.

»Ich hasse Martini!« sagte Helen, um etwas zu sagen.

»Wie schade«, ungerührt sah er sie an. »Aber bei der Art unserer Bekanntschaft spielen Trinkgewohnheiten wohl kaum eine übergeordnete Rolle!«

Helen versuchte sich klarzuwerden, ob das, was so unbeirrbar in ihr hochkroch, Wut war oder ein hysterischer Lachanfall oder vielleicht eine Ohnmacht.

»Und ich glaube, daß ich Ihre Bekanntschaft gar nicht machen möchte.« Sie versuchte seinem Blick standzuhalten.

Die Vorstellung eines mit Riechsalz herbeieilenden Maître machte die Inszenierung ihrer ersten Ohnmacht perfekt.

Ihre Mundwinkel begannen zu zucken.

Vielleicht war Riechsalz aber gar nicht mehr üblich in solchen Fällen. Bernhard wußte bestimmt, was zu tun war.

Bernhard ist ein Meister aller Lebenslagen, dachte Helen mit einem Desinteresse, das sie erschreckte.

»Zwei Martini!« Mit der professionellen Freundlichkeit, die er seinen Gästen schuldig zu sein glaubte, servierte der Ober die ungewöhnlichen Aperitifs. »On the rocks!« Pflichtbeflossenes Lächeln. »Haben die Herrschaften schon gewählt?«

Mit einem unverhohlenen, wenn auch stummen Ja starrte ihr Gegenüber sie an.

Das war der Mann aus dem Zug, der Unbekannte, der Unsichtbare, das Phantom, der Namenlose, der Jetzt-oder-nie-Spion alter

Mädchenphantasien. Zusammengeträumt und verlacht und erregt herbeigesehnt. Und geopfert für Bernhard.

Das war er. Dessen Existenz nicht einmal Omimi mit ihren sechshundachtzig Jahren schwärmerisch verleugnet hätte.

Das war er.

Und Helen wußte nicht, warum er sich nicht in Luft auflöste und die Wirklichkeit wieder Einzug halten ließ.

»Vielleicht möchten die Herrschaften noch einmal die Karte studieren.« Ebenso diskret wie verständnislos entfernte sich der Ober.

»Die machen hier sehr gutes Eis!« sagte er.

»Mein Verlobter wird jeden Moment eintreffen.« Helens Stimme klang in ihren Ohren nach, als sie ein leises Klirren hörte.

Er griff gerade mit zwei Fingern in ihr Glas und holte das Eis heraus.

Das ist ein schlechter Film, dachte Helen und folgte mit den Blicken seiner Hand, die, eine tropfende Spur hinter sich herziehend, unter der Tischdecke verschwand, die strahlend weiß war, gestärkt und bodenlang.

Ihre Großmutter hatte nie gesteigerten Wert auf edle Tischwäsche gelegt.

Helen versuchte sich davonzuerinnern, die verwirrende Gegenwart ihres Gegenübers einfach zu vergessen. Sie konzentrierte sich auf das Osterfest bei Tante Auguste. Ereignisse wie dieses hatten sie oft aus den Fängen einschläfernder Gesprächspartner oder erbarmungsloser Witzbolde gerettet.

Helen ignorierte seinen Blick und seine Hände und spürte der tief in ihre Erinnerung eingegrabenen Schrecksekunde nach, als die riesige Suppenterrine ihren großen Auftritt hatte. Jahrzehntelang hatte sie in der Vitrine auf diesen feierlichen Moment gewartet, da sie, endlich aus dem Requisitendasein befreit, die Szene

ihres (Terrinen-)Lebens spielte – im Kreise aller Verwandten, die, in steifer Langeweile vereint, auf das große Festessen warteten, um danach sogleich die Flucht aus der Familienfeierei anzutreten. Niemand wußte, wie es geschehen war, aber plötzlich war das gute alte Erbstück mit der schweren Suppe im Porzellanleib ins Wanken geraten und mit einem ungehörigen Platschen auf dem Parkettboden in tausend suppenbekleisterte Stücke zersprungen, nicht ohne sich mit cremig-zarten Klecksen auf vielerlei Sonntagskleidung zu verewigen. Omimi hatte sich herrlich amüsiert, während Tante Auguste sich bedenklich nah an einen Infarkt herankeuchte.

Helen spürte seine Hand kühl über ihre Oberschenkel streichen. Sanft öffnete er ihre Beine und fuhr, feuchte Kälte verbreitend, an den Innenseiten ihrer Schenkel entlang.

›Das geschieht nicht wirklich‹, sagte sich Helen. Sie würde empört aufspringen, wenn es wirklich geschähe.

Seine Hand war triefend an dem Stück nackter Haut zwischen Strümpfen und Slip angelangt. Helen dachte krampfhaft daran, daß sich ganze Suppensturbäche auf ihr Festtagskleid ergossen hatten. In Hemd und Höschen hatte sie in der Waschküche gekauert, während Omimi versuchte, die Flecken herauszuwaschen. Immer wieder hatte sie innegehalten und die Terrinenszene nachgespielt. Vor Lachen hatten beide Bauchschmerzen bekommen, erinnerte sich Helen, während ihr Atem hechelnd in kleinen Stößen zwischen ihren ausgetrockneten Lippen hervorbrach.

Sein Daumen begann, ihren Slip beseitezuschieben.

›Was tun Sie da?‹ hörte Helen sich überflüssigerweise fragen.

Vernebelt sah sie ein Paar ihr gegenüber wohlherzogen etwas auslöffeln, was in Farbe und Konsistenz Tante Augustes Pilzrahmsuppe in nichts nachstand.

Die Frau erinnerte sie an Bibs. Sehr entfernt, aber immerhin. Bibs wäre so etwas nie passiert, Helen unterdrückte das Zittern,

das in leichten Schüben bis in die Finger- und Zehenspitzen fortbebt.

Bibs hätte ihn entweder aufgefordert zu tun, was er tat, oder ihn einfach abblitzen lassen. Wie leicht zauberte allein die Erinnerung an Bibs eine Antwort für ihn herbei. Ganz lässig hätte sie mit einem Bibs-Blick auf seine Frage gekontert: »Vielleicht gehören Sie ja gar nicht zu den Männern, die ich eine ganze Nacht ertragen kann.«

So etwas fiel Helen nie ein. Sie beschloß, sich die Antwort zu merken, für den Fall, daß er auf die Telefonnummer zurückkäme.

Als ihr Slip zerriß, zuckte sie leicht zusammen. Mit der Linken stieß sie ihr Glas um.

Wie aus dem Nichts stand der Ober sofort neben ihr.

»Ich bringe Ihnen gleich ein neues!« lächelte er und tupfte mit einer Serviette auf dem Damast herum.

»Mit viel Eis bitte«, fügte er mit völlig normaler Stimme hinzu, während seine Hand den fast geschmolzenen Eiswürfel gegen ihre wachsende Erregung preßte.

Sein Daumen beschrieb kleine, lockende Kreise. Helen biß sich auf die Unterlippe.

Sie erinnerte sich, wie froh sie gewesen war, daß ihr Vater sie Omimi anvertraut hatte und nicht etwa Tante Auguste, als seine Frau ihn verlassen hatte und er beschloß, keine väterlichen Pflichten bei Helen wahrnehmen zu wollen.

Befremdet dachte sie, daß Tante Auguste in Bernhards Augen das einzige normale Mitglied der Familie war. Eine Frau, die ihm bereits beim ersten Besuch die Vorzüge der Ehe angepriesen, ihm zu Weihnachten häßliche braune Socken gestrickt und ihnen ständig selbstgebackene Plätzchen geschickt hatte.

Seine Hand lustwandelte über sie hinweg, durch sie hindurch und in sie hinein.

Den ersten Heiratsantrag hatte Bernhard ihr tatsächlich auf der Rückfahrt von einem Tante-Auguste-Besuch gemacht. So verlegen an einer roten Ampel hüstelnd, daß Helen ihn am liebsten geküßt hätte. Statt dessen hatte sie ihm die Geschichte mit der Ostersuppe erzählt, die sich vortrefflich als Ablenkungsmanöver in allen Lebenslagen eignete.

Bernhard hatte sich ein bißchen um ein Lächeln bemüht und sich ohne einen neuerlichen Versuch konzentriert in den Wochenendverkehr eingefädelt.

Dann entglitten Helen alle Strohhalme, durch die sie in Vergangenes, Gegenwärtiges oder einfach nur Reales schlüpfen konnte. Sie rutschte ihm auf dem Stuhl entgegen. Seine eiskalten Finger entfachten eine Hitze, die ihr weh tat.

»Ein Martini mit extra viel Eis, für die Dame!« Wieder tupfte der Ober auf der in dicken Damastlagen versickerten Martini-lache herum. »Ich lasse Ihnen gleich ein neues Tischtuch bringen!« Er winkte bereits einem Kollegen.

»Nein!« entfuhr es Helen. »Nein«, wiederholte sie ruhiger. »Danke – das ist wirklich«, sie spürte ihn eindringen, »nicht nötig«, brachte sie noch hervor.

»Wie Sie wünschen, Madame!« Endlich wandte er sich zum Gehen. Helen sah den Befruckt-Beflissenen schemenhaft verschwinden.

Dann war er nur noch in ihr.

Mit der anderen Hand hob er sein Glas an die Lippen. Er lächelte. Während er unter dem Tisch sein Spiel fortsetzte.

»Ein Schluck Martini?«

Helen versuchte möglichst sicher nach ihrem Glas zu greifen.

»Nicht das Eis anknabbern!« Er lächelte. »Das brauchen wir noch!«

Sie stürzte die brennende Flüssigkeit gierig hinunter, stellte das Glas hart auf den Tisch und beschloß zu gehen.

Sie würde ihn einfach sitzenlassen. Mit seinen Martinis.

Stauend sah sie, wie ihre Hand das Glas leicht zu ihm hinüberschob.

Er griff hinein und holte die Eiswürfel heraus, jonglierte sie unter den Tisch, und während er mit der Linken wieder kaltes Eis an sie preßte, zog er die Rechte langsam zurück. Führte sie an die Oberfläche und dann an den Mund. Genießerisch strich seine Zunge an den Fingerkuppen entlang. Helen griff nach seinem Glas und leerte es in einem Zug.

Um sie herum dinierte ein erlesenes Publikum. Die Menüs und gedämpften Konversationen wirkten ebenso echt wie die Kostüme und die leisen Klavierklänge im Hintergrund.

Und doch war es nicht wirklich. Helen spürte das Pochen tief in sich und wußte, daß nichts anderes wirklich war außer diesem Pochen.

Das Eis troff mit ihrer Nässe vermengt in ihr Kleid, auf den Stuhl und an ihren zitternden Beinen entlang zu Boden. Sie würde diesen Raum nicht verlassen können, bis alle Gäste gegangen waren.

Helens Hände krampften sich um ihren Stuhl.

Kalt. Kalt. Kalt. War er in ihr.

Zuckend prallten Hitze und Kälte aufeinander, glühten und vereisten und ließen keine Empfindung zurück, verödeten alles mit Feuer und Eis.

Und in der einsamen Leere in ihr konnte nur Lust überleben.

Nur Lust.

Die wuchs und sich teilte und neue Lust hervorbrachte und alles erfüllte und zuckend an alle Grenzen ihres Innersten stieß.

Schweiß trat aus ihrer Haut, kühlte sie mit einem feuchten Schleier und heftete die cremefarbene Seide ihres Kleides wie eine zweite Haut an ihren Körper. Ein kleiner Schutzschild.

Helen bemühte sich, ruhig zu atmen, nicht zu schreien, nicht zu keuchen.

Die kühle Beherrschung in seinem Gesicht ließ sie erschrecken und vermochte dennoch nicht, ihre Erregung zu mindern.

Sie schloß die Augen und stellte sich vor, daß er auf ihr lag, unter ihr, neben ihr.

Mit einem anderen Gesicht.

Ohne Kälte. Ohne diese Distanz, die keine Nähe zulassen konnte. Nicht einmal körperliche.

Er hatte kein Gesicht. Kein Gesicht. Nur Hände.

Die Hand unter dem Tisch.

»Dürfte ich um die Rechnung bitten«, hörte sie seine Stimme, durchtränkt von einer unverbindlichen Höflichkeit, während seine Hand die andere Wirklichkeit schuf.

Jetzt geht er. Dachte sie mit einer zufriedenen Enttäuschung. Er geht zurück in die Welt der Phantasie. Er springt auf den fahrenden Zug. Er schwingt sich in die Luft. Er tanzt zurück ins traumlose Nichts.

Und sie wußte, sie würde widerspruchslos mit ihm gehen. Das Schattenreich entdecken und erobern, das alle Märchen stets ein unerwähntes Dasein fristen ließen. Das nur die Neugier weckte und die Sehnsucht.

Diese Sehnsucht, die sich pochend aus der Kinderzeit zurückmeldete. Und nicht einmal Bernhard gegenüber irgendeine Verpflichtung spüren ließ.

Sie wußte sich nichts zu sagen, das sie zum Bleiben bewegen könnte.

»Haben die Herrschaften beschlossen, nicht zu dinieren?«

»Die Dame fühlt sich nicht wohl!« erwiderte der fremde Pirat, der tollkühne Bösewicht, der verwunschene Prinz, der furchtlose Ritter, der unbekannte Eroberer – im Plauderton banaler Höflichkeiten. »Würden Sie uns bitte ein Taxi rufen!«

Mit einem bedauernden Blick auf Helen zog sich der Ober zurück.

Seine feuchte, heiße Hand strich an der Innenseite ihres Schenkels entlang. Aufreizend langsam, eine Gänsehaut nach der anderen hinter sich herlockend, während der Ober die Rechnung brachte.

»Ich kann nicht aufstehen.« Der Gedanke an die Flecken in ihrem hellen Kleid zog eine heftige Röte über ihr Gesicht.

Mit besorgt-unbeteiligter Miene brachte der Ober zum Ausdruck, daß Unwohlsein nicht zu den üblichen Meinungsäußerungen seiner Gäste gehörte.

Bevor er Helen mit der im »Chez Henry« gebotenen lautlosen und niemals hastigen Beflissenheit zu Hilfe eilen konnte, war ihr Gegenüber bereits aufgestanden und legte ihr fürsorglich sein Jackett um die Schultern.

»Ich hoffe, es ist lang genug«, raunte er ihr zu, als sie an ihn gelehnt das Restaurant verließ.

Vorbei an kulinarischen Ereignissen von bedeutendem Rang, erstarrten Tante-Auguste-Suppen, sternchen- und kochmützenübersäten Kompositionen und behutsam-neugierigen Blicken, die Bruchteile von Sekunden aus der kunstvoll arrangierten Kulisse auftauchten und wieder zurückkehrten zur friedlichen Beobachtung des vornehmen Gemetzels, das gepflegte Hände mit blitzendem Besteck auf polierten Tellern anrichteten.

Helen fragte sich, ob die diskreten Gäste des »Chez Henry« tatsächlich nicht bemerkt hatten, was unter dem züchtigen Damastvorhang geschehen war, oder ob sie, einem Gesetz des Anstands folgend, es einfach ignorierten.

Wie sie auch einen Mord vor ihren Augen durch die hohe Kunst des unbefleckten Speisens ganz einfach ungeschehen machen würden. Solche Blicke – wie jetzt unter lila Lidern und jetzt umrahmt von edel schimmerndem Brillendesign und jetzt wie zufällig aus grauen, erkennenden Augen: »Guten Abend, Frau Dorröme!« – würden sie der Leiche zuteil werden lassen, während sie aus dem Interieur entfernt würde.

Helen grüßte flüchtig zurück. Ihre Schenkel glitten klebrig aneinander vorbei.

Freundlich-dezent lächelte sie von einem Tisch zum anderen. Ein halbes Dutzend erkennende Blicke hatten registriert, wie sie an einen Mann gelehnt, der nicht ihr Verlobter war, zum Ausgang strebte.

Niemand würde Bernhard direkt fragen.

Dessen war sich Helen sicher.

Und jeder würde auf eine Gelegenheit lauern, sein Wissen dennoch preiszugeben.

Dessen war sich Helen sicher.

Und wer nicht selbst Zeuge gewesen war, konnte derlei Ereignisse sicherlich im Gästebuch nachlesen. In der gleichen, schön geschwungenen Schrift wie die Menüs in der Speisekarte würden sie dastehen – unter der Rubrik »Was wir nicht empfehlen können«. Durch die altertümlich anmutende Schrift auf dem schweren Papier erst wurde alles wirklich.

Der Wunsch, dieses ausgeklügelte Regelwerk zwischen Aperitif und Dessert ein wenig zu stören, regte sich immer stärker in Helen. So wie sie als Kind oft von sich aus unentdeckte Streiche preisgab, weil sie es nicht ertrug, unertappt zu bleiben und ihren Triumph ganz allein auszukosten.

So wie sie damals von schulischen Schandtaten berichtete, angetrieben von diesem inneren Zwang, spürte sie, daß sie das »Chez Henry« nicht so einfach diskret verlassen konnte in der Hoffnung auf einen Klassenbucheintrag in Schönschrift von irgendeiner Hand, die von Woche zu Woche zur Feder griff.

Früher war es leicht gewesen, sich zu bezichtigen, zumal Omimi meist entzückt war von Helens Tun, wie sie in den häufigen Gesprächen mit Helens Lehrern zum Ausdruck brachte, indem sie betonte, wie wichtig Phantasie und Zivilcourage im Leben seien und daß sie ihrer Enkelin diese erfreulichen Eigenschaften ganz gewiß nicht mit Strafen verleiden würde.